

[Nachdruck verboten.]

Was ist Ruhm?

8)

Roman von Max Kreher.

Die Skizze war fertig und hatte gefallen. Nach einer zweitägigen Pause ging Kempen an die Ausführung im Großen. Jeden Morgen pünktlich erschien Klara und nahm sofort ihren Platz ein; stets hatte sie ihren besten Staat an, in dem sie sich ungemein wohl zu finden schien, denn sie bewegte sich freier, fühlte sich mehr als ein gewichtiges Persönchen, gehoben durch diese neue Welt, in die sie plötzlich versetzt worden war. Sie ahnte ihren Wert, sah sich ans Licht gebracht wie ein armeliges Hauspflänzchen, das erst der Sonne bedurfte, um sich zu entfalten. Frühzeitig sich selbst überlassen, hinausgeschickt in die große Stadt, um treppauf treppab zu laufen, war ihr Verstand geschärft worden, hatte sie sich jene Lebensklugheit angeeignet, die bei diesen Kindern den Jahren voraus zu eilen pflegte. Ihr größter Stolz war, daß sie beim Nichtstun verdiente, immer gepußt wie zum Gang nach der Kirche. Wie hatte sie sich sonst manchmal abschleppen müssen, um nachher, sobald das Glück ihr günstig war, mit fünf Pfennigen Trinkgeld von dannen zu gehen! Wenn es jetzt nach ihr gegangen wäre, so hätte sie auch nachmittags so gelesen, in ihre Gedanken versunken, die frau genug sich freuzten, nachdem sie sich an die peinliche Stille im Zimmer gewöhnt hatte.

Kempen sprach bei der Begrüßung sein Duzend Worte, die fast immer die Frage nach dem Befinden ihrer Mutter enthielten; dann war die Unterhaltung vorüber. Er sah nicht mehr das Mädchen, das heranwachsende Weib, sondern nur den atmenden Gegenstand, den er in ein anderes Dasein zu übertragen habe: in das seiner Kunst, in die Empfindung seiner Schöpferwelt. Er erblickte nur Linien und Rundungen, die er veränderte, sobald es ihm geeignet erschien. Und sie sah, wie er das linke Auge zu kniff und an seinem Modellierholz das Luftmaß vornahm, verspürte seinen Hauch, wenn er dicht an sie herantrat, um die Feinheiten ihres Antlitzes zu studieren, was sie mit der Musterung eines Steines verglich, der ihn kalt lasse, wie ein Gesicht aus gefrorenem Schnee. „Das sollte nur Mutter sehen mit ihrer Angst!“ dachte sie und sicherte innerlich. „Er könnte mich aufessen, ich würde nichts davon merken.“

Da war doch Lorenzen ein anderer Kerl, als er eines Morgens nicht versäumte, der Sitzung beizuwohnen, um sich mit Kempen über die Arbeit auszusprechen. Die Gewohnheit hatte sie beide künstlerisch verwachsen gemacht, und so ließ sich jeder die Augen des anderen, um seine eigenen Mängel entdeckt zu sehen. So lange sie ihre vier Wände teilten, war das Gleiche geschehen, denn niemals hatte Neid und Eifersucht ihre Seele bewegt; nur der eine Gedanke beherrschte sie: gemeinsam fortzuschreiten bis zur Höhe ihres Könnens.

Diesmal gab also Lorenzen den nötigen Fingerzeig. Auch er trat dicht an Klara heran, damit er sich besser in ihre Züge vertiefen könne; aber er übte dabei nicht die Zartheit wie der Genosse. Kempen hatte sich nur den bloßen Hals gedacht, der von einem feinen Dinnen umschlossen sein sollte. Lorenzen jedoch war anderer Meinung; er wollte dem Auge mehr sinnlichen Hals bieten, was ganz seiner Natur entsprach.

„Halt mal, mein Kind,“ sagte er geschäftsmäßig, löste die oberen Lippen des Kleidchens und legte die Kanten nach innen um, so daß ein spitzer Ausschnitt sich zeigte. Trotzdem es nicht gefährlich war, stieg brennende Röte in ihr Gesicht, denn sie hatte seine Finger auf ihrer Haut gefühlt; sie wehrte sich nicht, aber wie vom Schreck gelähmt sah sie da, unfähig eines Wortes.

Lorenzen, der sich nichts Schlimmes dachte, wollte noch weiter gehen. Kempen aber, der ihre Qual bemerkte, fuhr mit einem strahlenden: „Nicht doch, nicht doch!“ dazwischen.

Kramphast hatte sie die Taube erfaßt und schob sie wie schützend in die Höhe, bis zum Kinn hinauf, selbst nun ein furchtames Tierchen, das von einem andern Hilfe erwartet.

Lorenzen begriff ihn nicht, denn er wollte nur befehlen und nichts erleben. Er hatte schon genug enthüllte Jugend gesehen, die dem edlen Zweck der Kunst dienen mußte; und

niemals war deswegen ein Zetergeschrei entstanden, denn man ergöste sich daran mit geschlechtslosen Augen. Dieser herrliche Getreue aber wurde sofort von philisterhafter Neigung durchzogen, sobald kein Eigensinn sich regte; er haßte die Weiber, und doch hatte er etwas von ihrer Keuschheit, wenn es sein zartes Wesen offenbarte.

„Herrgott, hab Dich doch nicht, Hermann,“ sagte Lorenzen ärgerlich, ohne sich Zwang anzutun. „Zu was ist sie denn hier? Manchmal bist Du fürchtbar echt.“

„Sie ist doch noch ein Kind,“ brummelte Kempen durch seinen Bart zurück.

„Ja, wenn Du so denkst, Hermann, weißt Du — dann geh in keine Venushalle. Sie fleddern Dich dort ordentlich. Das soll wohl sein.“

Trotzdem sie am Fenster standen, hatte Klara alles gehört; und als nun Lorenzen, der bald fort mußte, ein paar freundliche Redensarten zu ihr machte, die sie über den Zweck dieser winzigen Entblößung aufklären sollten, war ihr Schreck schon überwunden. Nein, sie wollte kein Kind mehr sein, wie Kempen von ihr behauptet hatte, denn dadurch fühlte sie sich gekränkt. Sie sollten doch sehen, daß sie keine Furcht vor ihnen hatte, daß sie wohl zu würdigen wußte, weswegen sie hier saß und was sie den Künstlern schuldig war. „Soll ich morgen ein Kleid mit Ausschnitt anziehen?“ fragte sie vergnügt und zeigte ihre kleinen Zähne. „Ich hab eins, ein weißes. Watten kann es rasch waschen und plätten.“

„Wollen mal sehen,“ knurrte Kempen.

Lorenzen jedoch, der das für Verstellung hielt, begann, sie plump zu loben, zugleich erfreut darüber, mit seiner Kenntnis von dieser Gattung den Sieg davongetragen zu haben. „Na, siehst Du, blödes Kücken, das ist doch noch mal 'n Wort,“ sagte er gemütlich und griff zum neckischen Spiel in ihr lockes Haar, wogegen sie diesmal nichts einzuwenden hatte. „Man nicht immer gleich so kratzbürstig, 'n hübsches Mädel darf sich niemals so zieren, höchstens mal, wenn es vor'm Spiegel steht. Und hier sitzt Du vor der Kunst, die versteht keinen Spaß. . . . Das alles brauchst Du Mutter nicht zu sagen, sonst steckt sie Dich wieder in 'n Aschenkasten. Und hier, siehst Du, hier sitzt Du auf dem Präsentierteller und machst der Welt Freude, die Dein Näschen bald bewundern wird.“

Sie lachte nun mit ihm, denn sie hatte alles überwunden mit dem gesunden Frohsinn der Jugend, die schon für gute Worte dankbar ist; sie zürnte ihm nicht mehr, denn es sah ihr noch im Gedächtnis, daß er es gewesen war, der sie damals zuerst schön gefunden hatte, was nun jetzt von ihm wiederholt wurde. Und sie fand es merkwürdig, daß der andere bis jetzt nicht das Gleiche getan hatte, daß er ihr zuerst aus dem Wege gegangen war, aber sie doch nun für würdig erachtete, sich so eifrig mit ihr zu beschäftigen, als wäre sie wunder was für eine erlebte Person. Lenzeseinfalt wohnte noch in ihrer Brust, und so sang sie mit, wo sie das Singen hörte, ohne an die Gefährlichkeit der Sänger zu denken.

Nichtig erschien sie auch am anderen Tag in ihrem weißen Kleidchen, das ihr Aussehen völlig veränderte. Vorher hatte sie in einem Saß gesteckt, nun aber prallte alles an ihr in zarter Rundung. Man sah es, sie war herausgewachsen aus diesem luftigen Gewebe, das oben und unten schon zu wenig hatte. Alles an ihr gewann: der schlanke Hals, die Schultern und die schon vollen Arme. Wie sanfter Schmelz schimmerte die glatte Haut unter dem durchbrochenen Stoff.

„Ei, das laß ich mir gefallen, Du Zauberbalg,“ rief Lorenzen aus, der auch heute wieder zurückgeblieben war. Er schritt um sie herum, labte sich an der köstlichen Nackenlinie, verschlang ihre Schönheit mit dem Blick des Kenners und dachte dabei an seine „Eva in Scham erglüht“, an das herrliche Gedankenbild, das ihn bewegte, wo er ging und stand.

Kempen sah zwar dasselbe, aber mit anderen Augen. Sie erschien ihm plötzlich älter, gereifter, nicht mehr seinem Geschmack angemessen. Zum ersten Male besorgte er nicht den Rat Lorenzens, der verwundert aufschaute, als er sie schon am andern Tage wieder in dem „Blauen“ sitzen sah und nun bemerkte, daß die Brustpartie am Tonmodell hübsch züchtig gehalten war. „Schneiderst so viel an ihr herum und verbummelst die Zeit,“ bekam er zu hören. Und versehen auf sein Werk fügte Kempen noch hinzu: „Zur Taube gehört die Unschuld, in Dir rast wieder mal der Fleischbeschauer.“ Zu

Wahrheit befürchtete er, der Blonde könnte sie mit seinem Herumschnüffeln, begleitet von seinen dreiften Redensarten, aufs neue in Verlegenheit bringen und ihm die ganze Stimmung verderben.

Betrübt über den Querkopf, dessen Widerwillen an dieser Arbeit immer deutlicher wurde, machte Lorenzen ärgerlich die Türe von draußen zu.

Dann lenkte ihn etwas von diesem Zwischenfall ab, das ihn in eine gewisse Erhabenheit versetzte. Sein Professor Heilke hatte ihn in aller Form zu einem Hausball geladen. Der Briefträger brachte die große, goldumranderte Karte, durch die das Künstlernezt in Aufruhr geriet, denn noch niemals war ein solches Ereignis eingetreten. Stets hatte man zurückgezogen gelebt, wie häuslich verkapfelte Junggesellen, die Familienverkehr weder kennen noch suchen. Trotzdem kempfen die Nützlichkeit eines gesellschaftlichen Verkehrs ein, hatte er eine gewisse Scheu vor dem Sichaufdrängen, denn wie alle stillen Geister, die ihre Kraft in der Einsamkeit schöpfen, ließ er sich lieber suchen. Aber es war bisher niemand gekommen, denn in den Kunstbuden, in denen sie herumwanderten, angelte man nicht nach unbekanntem Größen; es gab nur Anschluss nach unten, nicht aber nach oben. Nun aber stieg wenigstens der eine, und der andere freute sich darüber, als wäre es ihm selbst geschehen.

„Germann, glaubst Du, das kann uns nützen, so was bringt uns vorwärts,“ meinte Lorenzen und griff immer wieder zu der Karte, mit der sich all seine Vorstellungen von der sogenannten großen Welt verbanden. Stets hatte die Sehnsucht danach in ihm gebrannt mit der heimlichen Gier des Frauenfreundes, der von dem Glanz duftender Salons träumt, die er wie das gelobte Land bisher immer nur von weitem sehen konnte. Er vernahm bereits das Knistern der seidnen Kleider, herauschte sich an brillantgeschmückten Nacken und Armen, die ihm einen anderen Reiz geben sollten, als die Blöße der gewöhnlichen Weiber.

Kempfen nickte nur, war dafür aber um so mehr bei der praktischen Seite der Sache. Man mußte einen Gradanzug pumpen, für all das Drum und Dran sorgen, das zu einem patenten Menschen gehörte, der kein gewöhnlicher Sterblicher war und obendrein in der Einbildung lebte, alles werde sich beim Eintritt um ihn drehen.

(Fortsetzung folgt.)

Die familie Krage.

Von Johann Stjoldborg.

Autorisierte Uebersetzung von Laura Held.

(Schluß.)

Eines Tages, als Jürgen hereinkam, um aus dem Bierkrug zu trinken, sagte Anders in mildem Ton:

„Komm einmal hierher!“

Als Jürgen an seinem Bett stand, ergriff der Alte mit der einen Hand die Bettschür und wandte sich ihm mühsam zu.

„Kann ich Dir helfen, Vater?“ fragte Jürgen.

Aber Anders steckte den Kopf ganz heraus und blickte sich um, als wolle er sich vergewissern, daß sie allein im Zimmer seien; dann legte er sich wieder zurück.

„Du bist mir ein guter Sohn gewesen! Ich habe viel Freude an Dir — jetzt. — Es mag sein, daß ich einst recht hart gegen Dich war, Jürgen!“ Das Schluchzen saß dem Alten in der Kehle, und er nahm alle Kraft zusammen, um sich zu beherrschen, — trotzdem rollten ihm die Tränen in die Baristoppeln hinein.

Jürgen beugte sich vornüber auf den Stuhl, auf dem er saß; er wollte es Anders nicht merken lassen, wie viel er im Grunde von ihm hielt.

„Aber Du tust besser daran, einiges zu vergessen, Jürgen!“

„Ich erinnere mich nur des Guten, das wir zusammen gehabt haben . . . und ich habe auch viel von Dir gelernt, Anders!“ Jürgen blickte ihn mit seinen guten Augen an.

„Hast Du das!“ sagte Anders froh, aber er weinte trotzdem. „Woran liegt es wohl, Jürgen, daß alle Leute so leicht weinen! — Das muß doch eine Art Schwäche sein!“ meinte er gleichsam entschuldigend und trocknete sich die Augen.

„Ja, ich habe sicher mehr von Dir gelernt, als Du ahnst, Anders!“

„Hum!“ lächelte der Alte. „Ja, eigentlich gibt es ja zwei Arten zu leben; das eine muß man tun und das andere darf nicht versäumt werden. Ich glaube wohl, daß wir uns jetzt verstehen, Jürgen!“

— Der alte Anders konnte nicht Sonnenschein genug kriegen; der Bettvorhang ward gänzlich entfernt, damit die Sonnenstrahlen besser in den Alkoven hineingelangen konnten zu ihm.

Und immer wieder hielt er die Hand ans Licht. Er hatte ja sein besonderes Zeichen, ob es zum Leben oder zum Tode ging.

Als die Sommer Sonne allüberall aus dem Erdboden Leben herborzauberte, kroch Anders Krage aus dem Alkovenbett heraus. Er humpelte bis an den Hausgiebel oder saß an der Südseite mit seiner wollenen Kopfbedeckung und ließ sich von den Sonnenstrahlen durchwärmen.

Wenn er so dasaß, pflegte er mit den Kindern zu plaudern, die zu seinen Füßen spielten und umherkrochen, oder er stützte das Kinn auf den Stod und sah mit einem langen Blick vor sich hin, gleich einem Wanderer, der sich umwendet, um einen langen, langen Weg, den er hinter sich hat, noch einmal zu überschauen.

Die Sonnenstrahlen siderten durch die Poren der welken Haut und wärmten die kalten Finger, und der alte Anders fühlte aufs neue das Leben durch seine Adern rinnen.

Da lächelte er.

Und wie er so dasaß während der ganzen langen Sommertage und den Rauch aus dem Schornstein der Meierei steigen sah und das Pfeifen der Lokomotive hörte, die in den letzten Jahren auch bis hierher vorgebrungen war, da erwachte in ihm die Sehnsucht, einmal alles in der Nähe zu besehen, sich so recht einmal von seiner kleinen Häuslerbestimmung loszureißen.

„Hör, Jürgen!“ sagte er eines Tages. „Du wirst mich am Ende für kindisch halten . . . aber ich habe eine so unendliche Lust getriegt, einmal die Genossenschaftsschlächterei zu sehen! Hundert Schweine auf einmal zu schlachten, das ist doch einfach unglaublich, nicht wahr? Ich möchte im Grunde schrecklich gerne einmal sehen, wie so etwas überhaupt vor sich gehen kann. — so das Ganze!“

„Dann laß uns einmal dahin gehen!“ antwortete Jürgen freundlich.

„Ja aber, ist es nicht eigentlich närrisch? . . . Ach was, wir wollen es doch einmal versuchen!“ unterbrach er sich selbst und lachte leise.

Und so geschah es. Die Ochsen ließen sie an der nächsten Station, wo sie den Zug bestiegen.

Vorsichtig und misstrauisch bestieg Anders Krage das Coupé, wo er sich in seinem Abendmalkanzug so steif und feierlich hinsetzte, als sollte er photographiert werden.

Ein Pfiff und noch einen und das Stationsgebäude lag hinter ihnen, und Anders runzelte die Brauen bei dem donnernden und rollenden Geräusch. Während der ganzen Fahrt saß er am Fenster und blickte hinaus auf die Felder, Häuser und Bäume, die vorbeislogen. Nach und nach verschwanden die Falken, und er lächelte hin und wieder, er murmelte wohl auch vor sich hin und lachte leise.

Inmitten der Stadt lag die Genossenschaftsschlächterei. „Ja, hier müssen wir hinein!“ sagte Jürgen und hielt inne.

Anders beschaute den umfangreichen und verwinkelten Gebäudekomplex mit den Lutten und Türen und dem Aufzug, dem hohen Schornstein und den weißgetünchten Dächern.

„Ist das die Schlächterei?“ Anders wischte sich um den Mund und folgte vorsichtig Jürgen mit hinein in den Hof, wo die Angestellten hin und her liefen.

„Du hast doch wohl Dein Mitgliedsbuch in der Tasche, Jürgen? Es ist ja nur, falls uns jemand anreden sollte!“ meinte der Alte etwas ängstlich und blickte sich um. Aus dem Wiegerraum gelangten sie in Ställe, die voller Schweine waren und hielten an einem Plabe an, wo ein Mann in langen Schafstiefeln mit entblöhten blutigen Armen und einem blanken Messer in der Hand stand. Er befestigte eine Klammer an dem Hinterbein eines Schweines, zog an einer Schnur und — im selben Augenblick hing das schreiende Tier oben in der Luft mit dem Kopf nach unten.

„Das ist, weiß Gott, eine bequeme Methode!“ sagte Anders lachend und schaute hinauf nach den Rollen und Schnüren des Aufzugs. „Ich sage, das ist eine bequeme Methode, nicht wahr, Jürgen, — wie!“

Das Messer fuhr in die Schweinebrust hinein, daß das rauchende Blut in einem dicken Strahl in ein gemauertes Waffin floß, an den Wänden hochspritzte und die Ohren des unruhigen Tieres rot färbte, das in den letzten Zuckungen des Todesampfes dahing.

Der Mann zog abermals an einer Schnur, und das tote Schwein mit der offenen Wunde in der Brust flog oben unter der Decke hin bis zu einer Reihe anderer Schweinekörper. Diese wurden dann in tosendes Wasser getaucht, flogen abermals hoch und verschwanden schließlich hinter einer selbsttätig sich öffnenden Eisentür, hinter der man ein großes Feuer gewahrte.

„Donnerwetter, das ist beinahe wie das höllische Feuer!“ sagte Anders. Darauf lächelte er schelmisch: „Sie werden wohl auf der Stelle gebraten, wie?“

Jürgen zog den Alten mit sich hinter den Ofen, wo zwei Männer standen und aus einem tiefen Wasserbassin das eine abgekühlte, schwarz-braune Schwein nach dem anderen herausfischten, um es dann auf Haken und bewegliche Stangen unter der Decke aufzuhängen.

„Also so ist das! Was sie doch auch alles anstellen!“ Er schüttelte bewundernd den Kopf. „Was sie doch auch alles anstellen!“ wiederholte Anders ein paarmal und schaute und schaute und konnte sich nicht satt sehen.

Männer mit langen Messern schabten die versengten Borsten ab und ließen die gelblich-weißen Tierkörper weitergleiten bis zu einer Stelle, wo die Eingeweide herausgenommen wurden.

Es war ein scharfer Geruch und viel Geräusch in dem Raum, das Schreien der Schweine, das Plätschern des Wassers, Ofentüren, die auf- und zugeschlagen wurden, das Stoßen und Reiben der Maschinenteile, dazu die mannigfachen Geräusche der verschiedenen Arbeiten; doch die beiden Männer folgten durch alle Stadien den Schweinen, die, an den Hinterbeinen hängend, an der Gleitstange oben unter der Dede hin und zurück fuhren, bis die schieren und sauberen Tierkörper zum Schluß in den Kühlraum hineinglitten, wo sie in Meiß und Slied neben die anderen gelegt wurden.

Der Alte strammte sich auf: „Fuß — ha! Dies hier ist fast mehr, als man vertragen kann; übrigens ist es in einer Weise das Schönste, was ich je gesehen habe!“

„Wir sind noch nicht fertig!“ und Jürgen führte Anders hinein in große, leere, halbdunkle, kühle Räume mit Zementfußboden, auf dem der Alte vorsichtig weiterschritt, um nicht zu viel Lärm zu verursachen.

Jürgen rüttelte vergebens an einigen verschlossenen Türen. Aber der Alte fuhr ihn an: „Laß das, in des Teufels Namen! Das kann doch nicht angehen!“

„Du vergißt,“ antwortete Jürgen lächelnd, „daß es unsere eigene Schlächterei ist. Wir auf der Generalversammlung beherrschen den ganzen Klimbim!“

„Das ist auch wahr, Jürgen, hel . . . und das ist im Grunde merkwürdig genug, wie?“ Der Alte lachte laut. Als es aber in der großen Kühlhalle widerhallte, hielt er sofort inne und blickte sich scheu um.

Eine Tür gab endlich unter Jürgens Händedruck nach, und sie gelangten in einen dunklen Keller, in dem Licht brannte.

„Nein, so etwas hab ich in meinem ganzen Leben noch nicht gesehen!“ rief Anders, als er all die Speckseiten gewahrte, die hier schichtweise aufeinander gehäuft waren. Und je länger sie durch diese Berge von Speck schritten, um so größer ward seine Verwunderung. Schließlich hielt er inne und sagte: „Um des Himmels willen, so viel Fleisch habe ich in meinem ganzen Leben nicht auf einen Haufen gesehen!“

Sie durchschritten viele Räume und viele Türen, viellecht waren es wieder dieselben; denn sie wollten kein Ende nehmen. Und es war außer ihnen niemand zu sehen noch zu hören; die beiden waren ganz allein. Trotzdem Anders so leise wie möglich sprach und sich bewegte, hallte es unausgesetzt wider in den großen, totenstillen Räumen. Diese Türen und Tore, Räume und Kellergänge, die alle im Halbdunkel lagen, nahmen kein Ende.

Plötzlich packte Anders heftig Jürgens Arm und rief: „Jetzt will ich meiner Seel raus! Und das auf der Stelle!“

— Als sie wieder auf der Straße standen, atmete der Alte tief auf und sagte um sich blickend: „Es ist doch schön, wieder das Tageslicht zu schauen!“ Und vergnügt fügte er hinzu: „Und wenn Du auch noch so abstinert bist, so will ich meiner Frau doch bei Jens Madsen einen Rumtrog haben, bevor wir nach Hause gehen!“

— Gegen Abend lebten sie heim und benutzten dabei den eben erst mit Kies bestreuten Weg, der direkt zum Krageschen Hause führte, das dort in weiter Ferne lag, leuchtend im letzten Strahl der untergehenden Sonne mit seinen weißgetünchten Mauern und seinem roten Postkasten. Da war der alte Anders so müde, daß er auf dem Wagenstuh hin und her taumelte. „Ich glaube, mir wurde schlecht von all dem vielen Schlachtgeruch,“ sagte er und gähnte. „Und dann die Nummelei in dem geschlossenen Kasten!“

Aber gleich darauf fügte er mit schelmischem Lächeln hinzu: „Es ist ja nicht so einfach, Jürgen, wenn man auf der Höhe der Zeit sein soll!“

König Oedipus.

(Zur Aufführung im Zirkus Schumann.)

Max Reinhardt, der Leiter des Deutschen Theaters und der Kammerspiele, der in seiner zehnjährigen Direktorentätigkeit an Berliner Bühnen eine Fülle eigenartiger und immer interessanter Experimente durchgeführt hat, bringt jetzt die alte griechische Oedipustragödie des Sophokles in einem Rahmen, dessen Dimensionen, wenn auch in weitem Abstand, an den mächtigen Umfang der antiken aus öffentlichen Mitteln für das ganze Volk erbauten Theater erinnern. Zwanzig bis dreißigttausend Bürgern boten die im Halbkreis aufsteigenden Steinbänke des klassischen, von keinem Dach bedeckten athenischen Theater Platz. Soweit das Zirkusgebäude, das für die Sonderaufführung gemietet wurde, hinter solchen Maßverhältnissen zurücksteht, soweit überragt sein Raum immerhin auch den der größten modernen Bühnen. Die Masse der Zuschauer und das volksmäßige Gepräge, das so die Darstellung erhält, soll der Stimmung (dahin geht wohl die künstlerische Absicht) eine erhöhte Feierlichkeit verleihen, den individuellen Eindruck durch die wichtige Resonanz des Masseneindrucks steigern; ähnlich wie jenen alten Zeiten, da nicht ein zahlungsfähiges Publikum, sondern die gesamte Bürgerschaft der Stadt sich bei den Spielen einfand. Wie immer der Erfolg sei, jedenfalls hat der Versuch lebhaftes Interesse.

Das griechische Schauspiel hat sich ohne Kreuzung durch fremde Einflüsse aus Chorgesängen herausgebildet, die nach uraltem religiösem Brauch bei den Festen des Gottes Dionysos, des Schirmers schwellender Lebens- und Naturkraft, vorgetragen wurden. Der Chor, der in freien Strophen die Abenteuer und Erlebnisse des

Gottes verherrlicht, teilt sich zum Wechselgesang, in dem ein einziger die Führung übernimmt. Diejem, dem Chorführer, fällt dann die Aufgabe zu, die Sagen in gehobener Rede darzustellen, der Chor greift nur von Zeit zu Zeit, dem Mitgefühl und der Bewunderung lyrischen Ausdruck zu verleihen, mit seinen Liedern ein. Aus dem Chorführer, der in Maske und Kostüm rezitiert, wird eine Art Schauspieler, der die Erzählung durch Einschaltung von Worten, die der Gott und seine Widersacher sprechen, durch Nachahmung des Tonfalls und der Gebärde immer farbiger zu gestalten sucht. So soll noch Thespis, der sagenhafte Ahnherr des Mimentums, seine Kunst geübt haben. Erst durch Aeschylus, den ältesten der großen attischen Tragödiendichter, der um die Wende des sechsten Jahrhunderts vor Christus, zur Zeit der Perserkriege lebte, wurde die primitive Schranke erweitert, der eine vortragende Schauspieler durch ein Schauspielerpaar, das hintereinander verschiedene Rollen übernahm, ersetzt, und damit die dramatische Grundform des Dialogs, das sinnlich-anschauliche Zusammen von Spiel und Gegenspiel geschaffen. Sein jüngerer Rivale Sophokles fügte, zum Zwecke der freieren Beweglichkeit der Szenen dann einen dritten Darsteller hinzu.

Der Stoff ist den griechischen Tragikern gemäß dem Ursprunge des Dramas durch die Mythologie, den reichen griechischen Sagenschatz von vornherein gegeben. Sie sind die Interpreten und Gestalter eines durch die Tradition fixierten und allen Bürgern wohlbekannten gemeinsamen Besitzes, für dessen lebendige Bewachung das Staatswesen mit seinem Götterkulte eintritt. Das Schauspiel ist eine öffentliche, dem Kreis privater Spekulation und des Alltagsstrebens entzogene Angelegenheit. Nur einmal im Jahre, zur Zeit der Dionysosfeste ziehen auf der Bühne die Gebilde des aus dem Vorn der Allgemeinheit schöpfenden Dichtergeistes vorüber. Drei Tage dauert die Feier, an jedem gelangen drei oder vier Tragödien, die natürlich kürzer sind als unsere modernen Trauerspiele und in ununterbrochener Szenenfolge ohne Aktklüffe fortlaufen, zur Aufführung. Dem schweren Ernst folgt am Schluß ein parodistisches übermütiges Satyrspiel. Am allen Bürgern von Athen den Besuch zu ermöglichen, zahlen die gefüllten Kassen der seebeherrschenden, auf breiter Basis der Ausbeutung ruhenden kleinen Republik Festgelder an die Armeren.

Dichtung und Darstellung sind gleichmäßig auf einen friedlich gemessenen, im Ausdruck der Affekte zu machtvollerem Pathos sich erhebenden Stil gestimmt. Schon allein der Chor, der mit allgemeinen Reflexionen als „idealer Zuschauer“ der Handlung folgt, markiert eindringlich den Abstand des dramatischen Bildes von der Wirklichkeit, schließt im Prinzip die Annäherung an einen naturalistischen Realismus aus. „Ein lyrisches Prachtgewebe umgibt und durchfließt“, nach einem schönen Worte Schillers, der diese Form in seiner Braut von Messina ja zu erneuern suchte, das Ganze, gleichsam ein weitgefaltetes Purpurgewand, worin die handelnden Personen frei und edel in gehaltener Würde und hoher Ruhe sich bewegen. Unübertrefflich ist die Gewalt und düstere Erhabenheit, mit der das antike Drama auf die Gemüter eines gläubig horchenden Volkes gewirkt haben mag, in seiner allbekannten Ballade: „Die Kraniche des Ibis“ veranschaulicht.

Die Werte der Tragiker sind nur zum verschwindend kleinen Teile erhalten geblieben. Von Sophokles, der über 100 Stücke schrieb, nur sieben, freilich darunter die auch im Altertum berühmtesten: sein Schicksalsdrama „Oedipus“ und die vom Geiste reiner freier Ethik getragene „Antigone“. Hier feiert er in der Gestalt der Heldin, der tapferen Tochter des Oedipus, die um dem Gebot der Götter und der inneren Stimme treu zu bleiben, dem Befehl des harten Königs Kreon trotz, die Kraft und Freiheit hoher Menschenwürde; dort im Oedipus gilt ihm der Mensch, im Geist der alten Sage als ein unentrinnbarer Vorherbestimmung unterworfenen Wesen, und willenloser Spielball des Schicksals. In seiner Seelenstimmung ist dies Werk dem resignierenden Pessimismus des biblischen Job verwandt, das Lied des Chores: „Ihr Menschengeschlechter ach — Euch, die wandeln im Lichte, wie ach ich ähnlich dem Nichts Euch“, durchklingt das Ganze mit düsterer Melodie. Eine Stunde zertrümmert, was Jahre mühsam bauten. Gleich Job ist Oedipus in seinem Elend sich keiner Schuld bewußt, durch die er den Jorn der Himmlichen hätte reizen können. Sie senden das Schicksal, wie es ihnen beliebt; kein Schimmer vergeltender Gerechtigkeit verklärt das furchtbare Verhängnis. Was Menschenwürde auch immer erkünnen mag, um solchem Mitleid zu entgehen, ist nur ein Glied der Kette, die unsichtbar fest und fester den Fliehenden umwindet und zu Boden zieht.

Die Dichtung schließt sich eng der Sage an. Dem Thebanerkönig Laios ist geweissagt worden, der Sohn, den die Gemahlin Jokaste ihm geboren, werde ihn töten. Er befiehlt, den Knaben auszuwerfen, doch der Hirte, der den Knaben aufsuchen soll, übergibt aus Mitleid den Kleinen an der Grenze einem Fremden. Durch diesen gelangt das Kind ins Haus des Korintherkönigs Polybos, der es als seinen eigenen Sproß erzieht. Heranwachsend, hört Oedipus, daß seine königliche Herkunft insgeheim bezweifelt werde und sucht das delphische Orakel auf, um sich Gewißheit zu verschaffen. Seine Frage bleibt unbeantwortet, doch die prophetische Stimme des Gottes verkündet, ihm sei beschieden, den eigenen Vater zu töten, die Mutter zum Weibe zu nehmen. Der schrecklichen Drohung zu entfliehen, verläßt er seine Heimat, doch eben diese findet wird sein Verderben. In einem Hohlweg reizt ihn das bewaffnete Gefolge eines großen Herrn an. Ein blutiger Streit entspinnt sich, und all die Uebermütigen, Herrn

und Knechte, fallen unter seinem Schwert. Er ahnt nicht, daß mit diesem Siege die Erfüllung des Verhängnisses begonnen hat, daß der Führer, den er im Kampfe niederstreckte, Laios, sein Erzeuger, ist. Begierig, sich im Schwersten Wagnis zu erproben, nimmt der junge Held, auf seiner Fahrt in das Thebanerland gelangend, den Kampf mit der Sphinx, dem sagenhaften Rätselwesen, auf, dessen Blutdurst die Felser verodet. Nur wer das Rätsel, das sie in ihrer felsenigen Behausung dem Wanderer aufgibt, löst, vermag das Land von der sonst Unbezwinglichen zu befreien. Oedipus, ebenso klug als kühn, findet Schlüssel und Antwort auf die geheimnisvolle Frage des Ungeheuers und vor seinen Augen stürzt die Sphinx zerschmetternd in den Abgrund. Das dankbare Volk erhebt den Fremdling auf den Thron, und mit des Laios Krone übernimmt Oedipus zugleich die Witwe des Getöteten. So ist der unheilvolle Ring vollendet, ist Oedipus, wie ihm geweissagt, Mörder seines Vaters, Gatte seiner Mutter geworden. Eine verheerende Seuche bricht aus, und Oedipus, der wie das ganze Volk in diesem Unglück ein Zeichen von dem Joru der Olympischen erblickt, sendet seinen Schwager Kreon zum Orakel, um zu erkunden, ob irgendwo ein Frevel gegen göttliches Gesetz begangen worden sei und wie der Staat ihn sühnen könne.

Mit Kreons Rückkehr setzt das Drama, im raschen Lauf der Katastrophe entgegenliegend, ein. Kreon meldet den Spruch: Blutschuld liege auf der Stadt, da der Mord des Laios ungerächt sei, der Missetäter immer noch im Licht der Sonne wandle. Oedipus gelobt, nicht zu rasten, bis er den Frevel entdeckt hat. Viel bewundert ist die Kunst, mit der der Dichter aus der so gegebenen Situation heraus, zusammen mit dem Fortgang der Handlung das weit verschlungene Gewebe der Vergangenheit Zug um Zug entrollt. Diese Kunst rückschauender Beleuchtung, die längst Verschollenes aus seinem Grabe auferstehen läßt, ist später vielleicht nur in einigen bürgerlichen Meisterdramen Ibsens übertroffen worden: In den „Gespenstern“ und in „Rosmersholm“, Dramen, deren seelischer Gehalt, aus unserer eigenen Welt geschöpft, in der Verkettung der Notwendigkeiten auch das Mitgefühl moderner Zuschauer naturgemäß unmittelbarer wachruft, als der Anblick eines fremden, durch Orakelsprüche sich verkündenden Fatums.

Oedipus schickt nach Tiresias, dem blinden Seher, dessen starres Auge den verborgenen Zusammenhang der Dinge schaut. Der muß es wissen, wer den Mord verübte. Der Greis verweigert eine Auskunft, dann aber, bedroht von Oedipus Jörn, schleudert er dem Könige die Anklage entgegen, er selber sei der Schuldige. Empört fährt Oedipus auf, er wittert hinter der wahnwichtigen Beschuldigung ein tödliches Komplott, ihn von dem Thron zu stoßen. Jolaste sucht den Gemahl zu beruhigen. Ihre Rede, die ihn besänftigen sollte, wirft ihn in bangen Zweifel. Er drängt mit Fragen in sie und alles, was sie ihm erwidert, schürt die Furcht. Er berichtet von dem Orakelsprüche, der ihm wurde vor seiner Flucht, vom Kampfe in dem Hohlwege. Ein Bote aus Korinth, der den Tod des Laios meldet, erweckt in seiner Seele neue Hoffnung, die aber rasch furchtbarer Gewißheit weicht; als dieser auf einen Einwurf des Königs erklärt: Oedipus sei nicht Polybos' Sohn, sondern von fremdem Stamme. Ihm, dem Boten, sei Oedipus als ein Knäblein vor vielen Jahren von einem Thebanerhirten übergeben worden, er selber habe das Kind Polybos zugeführt. Der herbeigerufene Hirt bezeugt, gezwungen, die Wahrheit der Aussage. Die letzte Hülle ist zerrissen. Oedipus erkennt sich als des Laios Sohn, der nach der grausigen Prophezeiung den Vater tötete, die Mutter freite. Er stürzt in den Palaß. Jolaste erhängt sich in dem Frauengemach. Oedipus in der Majerei des Schmerzes, im Abscheu vor der Schuld, die ihm das Schicksal aufgebürdet, blendet sich. Graufig in seiner blutigen Verstümmelung kehrt er zurück. Seine jammernde Klage mit der des Chores zu vereinigen. In der Wüste will er, abgetrennt von allen Menschen, seine Sühne verbergen. Das Schlußlied des Chores mahnt die Hörer, beim Wille der gestürzten Größe des allgemeinen Menschenlozes zu gedenken:

Ihr Bewohner meiner Thebe, sehet, das ist Oedipus,
Der entwirrt die hohen Rätsel und der erste war an Macht,
Dessen Glück die Bürger alle priesen und beneideten,
Seht, in welches Mißgeschickes graue Wogen er versank!
Drum der Erdenöhne keiner, welcher noch auf jenen Tag
Harrt, den letzten seiner Tage, preise du vorher beglückt,
Eh er drang ans Ziel des Lebens, unberührt
von Schmerz und Leid.

dt.

Schach.

Unter Leitung von S. Alapin.

Schachnachrichten. Eine interessante Polemik spielt sich seit einiger Zeit in der Schachpresse ab. Während der Delegiertenversammlung des letzten Hamburger Schachkongresses des „Deutschen Schachbundes“ erwähnte der Vorsitzende der Bundesverwaltung in üblicher Weise die in der Reichenschaftsperiode vorgekommenen Todesfälle unter den Bundesmitgliedern. Er unterließ dabei die Namen

des Geheimen Hofrates H. v. Gottschall (des Bekannten Dichters) und des Meisters H. Swiderski zu nennen, die beide als Mitglieder des Leipziger Schachklubs „Augustea“ statutengemäß auch Bundesmitglieder waren. Die „Augustea“ machte auf die erwähnte Unterlassung in der Schachpresse aufmerksam, worauf der Vorsitzende des Bundes im Wege der Presse sich bezüglich des Geheimen Hofrates mit zufälliger Vergeßlichkeit entschuldigte, jedoch den Meister Swiderski demonstrativ wiederum verschwieg. Gegen diese Demonstration, die auf persönliche Reibungen zwischen dem Verstorbenen Swiderski und dem Bundespräsidenten (Dr. Gebhard) zurückzuführen ist, protestierte nun förmlich die „Augustea“ in den Schachzeitungen. Hierauf veröffentlicht jetzt der gesamte Vorstand des Bundes eine Erklärung („D. B.“ Nr. 43), in der er den Protest gegen seinen Vorsitzenden „entrüstet“ mit der Begründung zurückweist, Dr. Gebhard habe nur die „Freunde und Gönner des Deutschen Schachbundes“ erwähnen wollen, während der verstorbene Meister Swiderski zu den letzteren angeblich nicht gehört habe. In bezug auf die letztere Behauptung wenden sich mehrere Meister an die Leitung der unabhängigen Schachspalte des „Vorwärts“ mit der Bitte folgende Berichtigung bekannt zu geben. Es ist nicht richtig, Meister Swiderski sei kein Freund und Gönner des Deutschen Schachbundes gewesen. Im Gegenteil, wie sämtliche Meister hatte er für den „Deutschen Schachbund“ als Institution nur Gefühle aufrichtiger und warmer Sympathie. Richtig ist vielmehr, daß der verstorbene Meister — in Uebereinstimmung mit der überwiegenden Majorität seiner Kollegen übrigens — „kein Freund und Gönner der gegenwärtigen Verwaltung des Deutschen Schachbundes war. Und hierin liegt ein Riesenunterschied.

Am 7. und 12. Oktober hat der Arbeiter-Schachklub in München mit dem dortigen bürgerlichen Schachklub „Andersen“ einen Rasenwettkampf und einen Revanchewettkampf von jebeimal 18 Partien ausgetragen. In beiden Fällen blieb der Arbeiter-Schachklub in entscheidender Weise Sieger und zwar zuerst mit 11 1/2 zu 6 1/2 und dann mit 12 zu 6 Zählern.

Am 8. November soll in Berlin (Kerlau-Palast) ein Wettkampf Lasker-Janowski beginnen. Täglich (außer Montag und Freitag) von 4 1/2 bis 7 1/2 und von 9 bis 11 Uhr nachmittags. Eintrittsgeld 1, 3 und 5 M.

In unseren zwei letzten Spalten hatten wir einige Illustrationen zu verschiedenen Typen von Schachpartien aus moderner und alter Zeit angeführt. Um das Thema: „Zum Kapitel Qualitätspartien“ (16. Oktober) zu schließen, bringen wir nachstehend eine Partie, die unseres Erachtens auf einer der höchsten Stufen der modernen Forderungen steht, die einstweilen allerdings nur in Korrespondenzpartien erreicht werden.

Ricegambit.

Durch Briefwechsel 1904 gespielt.

Robino (Paris)	Ballieri (Parfelle)
1. e2—e4	e7—e5
2. f2—f4	e5×f4
3. Sg1—f3	g7—g5
4. h2—h4	g5—g4
5. Sf3—e5	Sg8—f6
6. Lf1—e4	d7—d5
7. e4×d5	Lf8—d6
8. 0—0

Hierdurch der Name der Eröffnung. Geändert ist d4!

8.	Ld6×e5
9. Tf1—e1	Dd8—e7
10. e2—c3	f4—f3

Nach 10. Sh5 (was für stärker gilt); 11. d4, Sd7; 12. D×g4 u. hat Weiß genügende Remis-Aussichten.

11. d2—d4	Sf6—e4!
Droht f3—f2?	
12. Te1×e4	Le5—h2?
13. Kg1×f2	De7×e4
14. g2—g3?
14.	0—0
15. Lc1—f4	b7—b5!
16. Lc4—d3!

Nach 16. L×b5, La6 nebst Austausch der Läufer kann Weiß das entscheidende Eindringen schwarzer Lürne nach e2 nicht verhindern.

16.	De4×d5
17. c3—c4!	b5×c4
18. Sb1—c3	Dd5—b7!!

Die einzige Verteidigung (Gegenangriff), um vom Entwicklungsopferung des Gegners nicht erbrückt zu werden.

19. Ld3—c2!	Db7×b2
20. Dd1—d2
Droht Lh7?	

20.	Db2×a1
21. Lf4—d6!!

Die Stellung ist sehr beachtenswert. K. 3.: 21. o×d6?; 22. Dg5f, Kh8; 23. Dh6 nebst 3+. Ober: 21. f6?; 22. Dh6, Tf7; 23. L×h7+, T×h7; 24. Dh8+. Ober: 21. Df1; 22. Dg5f, Kh8; 23. Dh6f nebst ewigen Schach auf f6 und g5.

21.	Lc8—f5!
22. Lc2×f5	Sb8—d7!
23. Lf5×d7	Kg8—h3!!
24. Ld6×f8	Ta8×f8
25. Ld7×g4

Weiß nach gezwungen, alle bisherigen Opfer des Gegners anzunehmen, weil er sonst dem materiellen Uebergewicht unterliegen würde. Nun aber ist schon Weiß im materiellen Vorteil!

26.	Tf8—b8
26. Sc3—d1	c4—c3!
27. Dd2—c2!

Auf 27. Dc3 (um mit Dc5f nebst Dg5f ewiges Schach zu suchen) folgt 27. D×a2?; 28. Sf3, Dd2! und gewinnt. Jedoch wie soll Schwarz jetzt (nach 6 Zügen der Kombination!) weiter fortfahren?...

27.	Da1—b1!!
----------	----------

27. Tb2; 28. S×b2, o×b2; 29. Lf5, f2; 30. D×f2 u. führt zu nichts.

28. Lg4—f5!
28. D×b1, T×b1 (droht c4—c3);	
29. S×c3, f2 und gewinnt.	

28.	Db1×c2?
29. Lf5×c2	Tb8—e8
30. Sd1×c3	Tc8—e2!
31. Sc3×e2	f3×e2

Aufgegeben. Ein einziges Bauerlein hat noch die Entscheidung herbeiführen können!